

btb

Alev ist neu in der Klasse und gewinnt sofort Adas volle Aufmerksamkeit. Er ist schön, intelligent und arrogant.

Zwischen den beiden entwickelt sich eine obsessive Abhängigkeit, eine leidenschaftliche Hassliebe. Daraus ergibt sich erst die Bereitschaft, dann der Zwang zu Taten, die alle Grenzen der Moral, des menschlichen Mitgefühls und des vorhersehbaren Verhaltens überschreiten. Sie haben nicht nur ihre Mitschüler im Griff, sondern machen auch noch ihren hilflosen Lehrer Smutek zum Opfer einer ausgeklügelten Erpressung. Es beginnt ein perfides Spiel um Sex, Verführung, Macht und Liebe ...

JULI ZEH, 1974 in Bonn geboren, wurde u. a. mit dem Thomas-Mann-Preis (2013), dem Heinrich-Böll-Preis (2019) und dem Hannelore-Greve-Literaturpreis (2023) ausgezeichnet. Im Jahr 2018 erhielt sie das Bundesverdienstkreuz und wurde zur Richterin am Verfassungsgericht des Landes Brandenburg gewählt. Ihr Roman »Über Menschen« war das meistverkaufte belletristische Hardcover des Jahres 2021. Zuletzt erschien der zusammen mit Simon Urban verfasste Bestseller »Zwischen Welten«.

JULI ZEH BEI BTB

Nachts sind das Tiere. Essays (71353) · Adler und Engel. Roman (72926) · Die Stille ist ein Geräusch (73104) · Kleines Konversationslexikon für Haushunde (73517) · Alles auf dem Rasen. Kein Roman (73623) · Schilf. Roman (73806) · Corpus Delicti (74066) · Nullzeit. Roman (74569) · Treideln (74814) · Unterleuten. Roman (71573) · Leere Herzen. Roman (71838) · Neujahr. Roman (71896) · Fragen zu »Corpus Delicti« (71984) · Über Menschen. Roman (77219)

JULI ZEH

Spieltrieb

Roman

btb

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

27. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Mai 2006,
btb in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
Copyright © der Originalausgabe 2004 by Schöffling & Co.
Verlagsbuchhandlung GmbH, Frankfurt am Main
Umschlaggestaltung: buxdesign | München
Umschlagfoto: David Finck
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
cb · Herstellung: sc
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-73369-9

www.btb-verlag.de
www.facebook.com/penguinbuecher

Summum Ius, Summa Iniuria

*Exordium. Wenn das alles ein Spiel ist,
sind wir verloren*

Was, wenn die Urenkel der Nihilisten längst ausgezogen wären aus dem staubigen Devotionalienladen, den wir unsere Weltanschauung nennen? Wenn sie die halb leerräumten Lagerhallen der Wertigkeiten und Wichtigkeiten, des Nützlichen und Notwendigen, Echten und Rechten verlassen hätten, um auf Wildwechsellern in den Dschungel zurückzukehren, dorthin, wo wir sie nicht mehr sehen, geschweige denn erreichen können? Was, wenn ihnen Bibel, Grundgesetz und Strafrecht nie mehr gegolten hätten als Anleitung und Regelbuch zu einem Gesellschaftsspiel? Wenn sie Politik, Liebe und Ökonomie als Wettkampf begriffen? Wenn ›das Gute‹ für sie maximierte Effizienz bei minimiertem Verlustrisiko wäre, ›das Schlechte‹ hingegen nichts als ein suboptimales Resultat? Wenn wir ihre Gründe nicht mehr verstünden, weil es keine gibt?

Woher nähmen wir dann noch das Recht zu beurteilen, zu verurteilen, und vor allem – wen? Den Verlierer des Spiels – oder den Sieger? Der Richter müsste zum Schiedsrichter werden. Mit jedem Versuch, Erlerntes anzuwenden und Recht in Gerechtigkeit zu übersetzen, würde er sich der letztverbliebenen Todsünde schuldig machen: Der Heuchelei.

Alles das habe ich in die Entscheidungsgründe eines Urteils geschrieben. Es wurde der Geschäftsstelle übergeben, es wurde den Parteien förmlich zugestellt. Ich kann die Gerichtsferien nutzen, um meine Gedanken zu ordnen. Ich kann den Tatbestand aufschreiben, nicht in der verkürzten Form, die ein Urteil verlangt, sondern so, wie er sich wirklich zugetragen haben muss.

Wenn ich mich aber entscheide, von Geschehnissen zu

sprechen, an denen ich selbst nicht beteiligt war, deren Protagonisten ich kaum kenne und über die ich nur aus beruflichen Gründen Bescheid wissen muss, komme ich um die Frage nicht herum, wer die Geschichte erzählen soll. Ein Ich, der Weltgeist, die Gerechtigkeit, das multiple ›Wir‹ aus phantasie-rendem Autor und seinen Figuren, das der Realität des Erzählens am nächsten kommt? Nichts davon gefällt mir. Es wäre unnatürlich wie die erzwungene Erwiderung auf eine Frage, die sich schlichtweg nicht beantworten lässt. Wer ist schon ›Ich‹? Wer ›Wir‹? Das Problem beschäftigt die Menschheit seit Tausenden von Jahren. Ein Computer, der es lösen wollte, sähe sich gezwungen, eine Gleichung zu bilden, die gegen unendlich geht. Wer bist du?, bedeutet für ihn: Wie viele Anwendungen laufen in dieser Sekunde in deinem Inneren? – Wenn er darauf antwortete mit der Zahl X, so fügte der Vorgang des Antwortens der Summe einen weiteren Prozess hinzu, so dass sie lauten müsste: X plus eins, und seine Antwort wäre falsch. Würde er dies erkennen und versuchen, sich zu korrigieren, und sagte: X plus eins, so wäre die Summe bereits X plus zwei, und so ginge es weiter, und der Computer stürzte ab, zerschellend an der liegenden Acht, unfähig zu sagen, wer er sei. Der Mensch unterscheidet sich vom Rechner durch die Fähigkeit zur Schlamperei, durch seine Begabung, ein Problem zu übergehen, wenn er instinktiv erkennt, dass er es mit der Unendlichkeit aufzunehmen hätte. Während der Computer abstürzt, schüttelt der Mensch den Kopf, lacht oder weint und geht weiter seines Weges. Mal wieder ein Problem, das man am saubersten löst, indem man es vergisst. Ich lasse offen, wer ich bin. Ich bitte um Verständnis und entschuldige mich für entstandene Unannehmlichkeiten.

Wenigstens das Wetter erfüllt die Erwartungen. Es ist für die Jahreszeit weder zu warm noch zu kalt, was im Monat August in dieser Stadt nur eins bedeuten kann: Es ist heiß und feucht. Väterchen Rhein schwitzt seine flusshaften Sekrete aus, die Köln-Bonner-Bucht sammelt sie und kocht sie ein zu

schwerem Mus, das auf Häusern, Autodächern, Rücken und Gedanken lastet. Was gäben wir für einen kleinen Wind, einen frischen Hauch, der den Rhein hinaufgeklettert kommt, von Norden her, Erleichterung bringend, eine Ahnung von Meer! Nichts wird kommen. Das Luftmus füllt den Menschen Lungen und Köpfe wie feuchter Sand. Abkühlung wird der einsetzende Nieselregen bringen, irgendwann im September, wenn ich zurück muss auf meine Dienststelle, um auszuprobieren, ob es nach dem letzten Urteil noch weitere geben kann.

Mein Arbeitszimmer im ersten Stock geht direkt auf die Straße. In einem Fußmarsch von dreißig Minuten könnte ich die asphaltierte Rheinpromenade erreichen, um mich selbst die Unterlegenheit eines einfachen Fußgängers gegenüber Radfahrern, Joggern, Inline-Skatern und Hundebesitzern spüren zu lassen. Ich könnte zu den verlassenen Botschafterresidenzen hinaufsehen, die ihrerseits aus leeren Fenstern über den Fluss schauen. Ich könnte die Villa Kahn besuchen, die verspielt ein französisches Schloss kopiert, oder das Gelände einer der zahlreichen Bonner Internatsschulen umrunden, deren Grundstück, vollgestellt mit Gründerzeitbauten und ausgepolstert mit einem Park, bis fast ans Wasser reicht. Täglich könnte ich diese Orte ohne Mühe aufsuchen, und es gäbe doch nichts zu sehen. Stattdessen schaue ich aus dem Fenster.

Haus und Straße werden durch einen geräumigen Vorgarten voneinander getrennt, dessen schmiedeeisernes Gitter ganz zugewachsen ist vom Rhododendron, der seine fleischigen Blätter wie Gefangenenfinger durch die Stäbe streckt, um den Passanten bettelnd auf die Schultern zu fassen. Über die Spitzen des Gitterzauns hinweg sehe ich auf die Fahrbahn und warte darauf, dass etwas aus der Reihe springen möge, seitwärts rutschen, die Fahrtrichtung verlassen, sich drehen. Ein schwerer, abrupt gebremster Lastwagen zum Beispiel, der dann mit schrägem Leib zum Stehen käme, ein Rad auf dem Bordstein, dicht vor einer Laterne, als wollte er das Hin-

terbein heben, während sich vor seiner Schnauze eine dunkle Wolke Fußgänger wie Fliegen versammelte. Etwas läge reglos und unförmig auf dem Asphalt. Ein Haufen alter Mäntel vielleicht, die nicht mehr in den Altkleidercontainer gepasst haben? Auch ohne genaues Hinssehen wüsste ich es besser. Das Herannahen der Rettungssirene machte den Vorfall zu einem technischen Problem. Mit schnellen Stichen vernähte kreisendes Blaulicht das Loch in der Ordnung, aufgerissen durch das außerplanmäßige Versterben eines Artgenossen; ein Loch, über das die aufgelaufene Menschenmenge sich beugte, um einen entsetzten Blick in das darunter liegende Chaos zu werfen. Die Menge würde zurückgedrängt. Die Heckklappe des Rettungswagens schlug zu. Der Tag ruckte, stöhnte und setzte sich von neuem in Bewegung. Ein Mensch würde fehlen, für immer. Vielleicht einer meiner Angeklagten. Vielleicht meine Zeugin. Einer meiner drei fast Freigesprochenen. Aber ich bin sicher, sie alle halten sich nicht in der Stadt auf, nicht einmal im Land. Zwischen den Instanzen unternimmt man gern einen Ausflug.

Die Staatsanwaltschaft hat Rechtsmittel eingelegt. Mein Urteil wird aufsteigen zu den höheren Instanzen. Dieser Fall sollte es bis nach Karlsruhe schaffen. Er enthält die Aufforderung, das Versagen des Rechts offiziell zur Kenntnis zu nehmen, weil die Würde des Menschen es verlangt. Über dem Bundesverfassungsgericht, sagen wir Juristen, sei nur noch der blaue Himmel.

Der blaue Himmel ist zum farbigen Pappdeckel einer Spielesammlung geworden. Wenn das alles ein Spiel ist, sind wir verloren. Wenn nicht – erst recht.

*Von Prinzessinnen und Marionetten und
der Möglichkeit, sich mit wenigen Worten
Respekt zu verschaffen*

Ada war ein junges Mädchen und nicht schön. In jenem Augenblick, den der Scheinwerfer dieser Erzählung ins Licht taucht, war sie vierzehn Jahre alt, blond und kräftig gebaut. Ihr Mund war breit, die Handgelenke stark. Über der Nase lag ein löchriger Teppich aus Sommersprossen und wusste bei passender Beleuchtung ein paar Notlügen von gepflückten Wildblumen und Kinderspielen im hohen Gras an den Mann zu bringen. In Wahrheit sah Ada älter aus, als sie war. Ihre Brust war stark entwickelt.

Im Sommer 2002 wurde sie in die zehnte Klasse des Ernst-Bloch-Gymnasiums zu Bonn eingeschult, nachdem sie aus einem Grund, der sich in Kürze im Rahmen einer musikalischen Rückblende offenbaren wird, ihre alte Schule hatte verlassen müssen. Auf Ernst-Bloch erregte sie zu Anfang wenig Aufmerksamkeit.

In allen Klassen ab der siebenten gab es samt- und seidenweiche Mädchen, deren Geburt durch langsam anschwellende Musik begleitet worden war wie das hochfahrende Windowsbetriebssystem von seiner Begrüßungsouvertüre. Sie kamen als Miniaturprinzessinnen zur Welt, erreichten bereits in der Unterstufe das erste, fohlenhafte Stadium der Vollendung und wuchsen gleichmäßig in die Frau hinein, die sie einmal werden sollten. Ihre Entwicklung vollzog sich routiniert und fehlerlos, als hätten sie die Aufgabe des Älterwerdens schon etliche Male zuvor bewältigt. Jene Pubertätsprofis unterschieden sich auf den ersten Blick von den Dilettanten. Sie hatten das gepflegte, schulterlange Haar erwachsener Frauen, trugen ihre Hüfthosen, breiten Gürtel und knappen

Hemdchen mit wohltemperierter Lässigkeit und ließen glatte Kinderhaut und aufgeworfene Kindermünder zu Mädchenhaut und Mädchenmündern werden, ohne dass Pickel, Schweißausbrüche oder Wachstumslaunen zu irgendeinem Zeitpunkt die Harmonie ihrer Erscheinungen gestört hätten. Die Aura hochnäsiger Sauberkeit, die sie umgab, ließ sich weder von Regengüssen noch von feuchter Sommerhitze beeindrucken. Alles zierte die Prinzessinnen, nasse Haare, rote Nasen und selbst die Staubschicht, die sich im Sportunterricht beim Sprung in die alte Sandgrube über alle Körper legte.

Weil sie daran gewöhnt waren, alles umsonst zu bekommen, besaßen diese menschlichen Rehkitze keinen Ehrgeiz. Männliche Mitschüler bemühten sich um sie, auch jene, zu denen eine Freundin mit Innenleben besser gepasst hätte. Manche betrieben leichten Sport oder lasen leichte Literatur. Ihre Schulnoten waren mittelmäßig; als Lieblingsfächer nannten sie Deutsch oder Kunst und Biologie, ohne erklären zu können, was ihnen daran gefalle. Während der Oberstufenjahre standen sie bereits im Zenit des Lebens. Sie besaßen die stärkste Ausstrahlung, empfingen ein Höchstmaß an Bestätigung und erlebten Tag für Tag eine Art farblosen Wohlbefindens, um nicht zu sagen: Glück. Nach dem Abitur würde es gemächlich abwärts gehen. Erfreulicherweise war ihnen der Spannungsbogen ihrer persönlichen Geschichte egal. Vielleicht ahnten sie etwas. Vielleicht rührte von jener Ahnung der melancholische Hauch, der ihren anmutigen Bewegungen etwas Träges, der Trägheit etwas Tragisches und der Tragik besondere Anmut verlieh.

Mit dieser Beschreibung sind alle Eigenschaften genannt, die Ada nicht anhafteten. Sie war das Gegenteil einer Prinzessin, sofern Prinzessinnen ein Gegenteil besitzen. Seit Ada im Alter von zwölf Jahren auf den Gedanken verfallen war, dass Sinnsuche nichts als ein Abfallprodukt der menschlichen Denkfähigkeit sei, galt sie als hochbegabt und schwer erziehbar. Als ihr neuer Klassenlehrer sie aufforderte, sich den an-

deren Schülern vorzustellen, nannte sie ihren Vornamen und wusste sonst nichts zu berichten. Er bat um ein paar persönliche Sätze, um irgendeine Aussage, die Gültigkeit für sie besitze, und verstand ihr Lachen nicht.

Der Schulwechsel bedeute einen Glücksfall für sie, sagte Ada schließlich, sie habe sich auf Ernst-Bloch gefreut. Damals hätten ihre Eltern eine Einschulung auf dem teuren Privatschulwesen nicht erlaubt.

Sie wusste ›damals‹ auf eine Art zu sagen, die nach lang zurückliegenden Epochen klang.

›Und was‹, fragte eine Prinzessin mit spiraligen Locken, ›ist an Ernst-Bloch das Besondere?‹

›Mir war so, als sei dies ein Ort für wirklich kluge, wirklich kaputte, wirklich kategorische Menschen.‹

Einige johlten Zustimmung, andere schnitten Gesichter. Die Prinzessinnen lehnten sich zurück und zogen mit beiden Händen das lange Haar hinter den Rücken hervor, um es über die Stuhllehne zu werfen. Ada hatte sich wirklich auf Ernst-Bloch gefreut. Die Schule stand in privater Trägerschaft und gewährte auch jenen verlorenen Geschöpfen, die sich hartnäckig gegen eine Teilnahme an der Kaffeefahrt namens ›glückliche Kindheit‹ zur Wehr setzten, eine letzte Chance auf Hochschulreife. Vorausgesetzt, ihre Eltern konnten es sich leisten.

›Mir war so, als sei.‹ Danach sprach Ada wenig im Jahr 2002. Im Unterricht meldete sie sich nie. Wurde sie aufgerufen, begann sie ihre Sätze nicht mit ›Meiner Meinung nach‹ oder ›Ich glaube‹. Sie sagte: ›Das ist Unsinn.‹ Oder: ›Es gibt nur eine Lesart für diese Stelle.‹ Oder: ›Es ist unerheblich, wer was und wie viel gewusst hat.‹

Diesen Stil behielt sie auch Höfi gegenüber bei. Höfi hatte sich einen Ruf als Bluthund erworben, der Dummheit auf hundert Meter gegen den Wind roch und gnadenlos verfolgte. Aus Misanthropie hatte er sich gegen eine akademische Karriere und für die Schullaufbahn entschieden. Seine Sympathie verhielt sich aufsteigend proportional zum Intelligenzquoti-

enten eines Gegenübers. Wie alle frei kreisenden Felsbrocken im Universum besaß auch er einen warmen, flüssigen Kern, den er jedoch mit allen Mitteln der Ratio zu verteidigen wusste. Höfi vertrat die empirisch belegte Auffassung, dass selbst Sahne hart werde, wenn man sie lange genug schlage. Die Prinzessinnen hassten ihn. Er betrachtete sie niemals anders als mit ironisch verzogener Unterlippe.

Seit Anfang des neuen Schuljahres zeigte ihm sein träger Röntgenblick in jeder Geschichtsstunde bei der 10 B ein neues Kuckuckskind, das starrköpfig in einem quirligen Nest bunter Jungvögel hockte. Eines Tages im September, draußen ging ein feiner Nieselregen nieder, baute er seine quasimodisch verwachsene Gestalt vor Ada auf, die am rechtshinteren Winkel der u-förmigen Tischformation saß, griff nach einem Kugelschreiber und richtete ihn wie ein Messer auf ihre Nasenspitze.

Er schätze Meinungsstärke, verkündete Höfi, aber es gebe auf alles im Leben mindestens zwei mögliche Perspektiven, von der keine absolute Geltung beanspruchen könne. Das solle sie sich mit diesem Stift hinter die Ohren schreiben und den Mund erst wieder aufmachen, wenn sie es begriffen habe. Ende der Durchsage.

Ada nahm ihm den Stift aus der Hand und passte ihn exakt in die Position ein, an der er zwischen Heft und Buch gelegen hatte. Dabei erwiderte sie geradeaus Höfis Blick, sah ihm aber nicht in die Augen, sondern fixierte jene kleine Stelle auf seiner Stirn, die nach glattem Durchmarsch einer Pistolenkugel sofortigen und sicheren Tod versprach.

»Sind Sie verheiratet?«

»Gewiss«, sagte Höfi, während die Stille im Raum ein totalitäres Ausmaß erreichte.

»Lieben Sie Ihre Gemahlin?«

»Gewiss. Sogar sehr.«

»Haben Sie jemals darüber nachgedacht, dass Sie diese Frau ebenso gut hassen könnten?«

»Nein.«

Ada senkte den Blick von Höfis Stirn auf ihre vernarbten Fingerspitzen. Im Unterricht vertrieb sie sich die Zeit, indem sie die Haut rund um die Fingernägel vom Fleisch kratzte und in schmalen Streifen bis zur Mitte der Finger abzog.

»Wenn das so ist«, sagte sie leise, »hören Sie auf mit dem Quatsch von zwei möglichen Sichtweisen auf alle Dinge.«

Höfi öffnete den Mund und schloss ihn wieder. Er nickte, als hätte er eine im Grunde nebensächliche, aber unverzichtbare und seit längerem erwartete Information erhalten, und setzte seinen Unterricht fort. Vierundzwanzig Stunden später wussten alle siebenhundertzweiundvierzig Schüler auf Ernst-Bloch, dass eine von ihnen gegenüber Höfi das letzte Wort behalten hatte. Es hieß, Höfi habe zum ersten Mal in seiner langjährigen Tätigkeit als tyrannischer Geschichtslehrer einen ebenbürtigen Gegner gewittert.

Ada konnte seit ihrem vierten Lebensjahr lesen und schreiben; sie hatte es sich mit Hilfe einer Buchstaben-Bild-Tabelle selber beigebracht. Mit fünf erreichten die Finger der rechten Hand mühelos das linke Ohr, wenn Ada den rechten Arm oben über den Kopf legte. Deshalb wurde sie vorzeitig eingeschult und erhielt das Amt der Jüngsten auf Lebenszeit. In der dritten Klasse war ein Junge der Auffassung gewesen, ein Kleinkind wie Ada könne keine Schulhofbande führen, und erlitt daraufhin eine leichte Nierenquetschung wegen eines Stiefeltritts. Ada hatte sich auf ihren quadratischen Ledertornister gestellt, um ihn im Rücken zu erwischen. Während der folgenden Wochen verbrachte sie die Vormittage in einem verglasten Nebenraum des Klassenzimmers, wo sie die Aufgaben der jeweiligen Schulstunde in Minutenschnelle löste und danach blassbunte Tiefseefische malte, im schwarzen Wasser, viele tausend Meter unter dem Meer.

Ernst-Bloch bewirtete so viele Sitzengebliebene mit Unterricht und einer letzten Chance, dass Ada für ein Gespräch mit Gleichaltrigen die Flure der unteren Mittelstufe hätte besuchen müssen. Da ihr schon die Schüler der höchsten Klassen infantil erschienen, verspürte sie nicht das geringste Be-

dürfnis danach. Keine Freunde finden konnte sie auch in der eigenen Jahrgangsstufe.

Die Pausen verbrachte sie auf dem Raucherhof, wo sie mit kunsthandwerklicher Präzision im Stehen Zigaretten drehte. Sie hielt sich am Rand einer immer gleichen Gruppe von Schülern verschiedener Klassen auf, stand einen halben Schritt außerhalb des Kreises, achtete darauf, dass sie von breit geplusterten Daunenjacken den Blicken des Aufsichtspersonals entzogen wurde, und hörte den Gesprächen zu. Jedes Mal, wenn sie an der Zigarette zog, schielte sie unter gesenkten Lidern auf die papierfressende Glut. Meist trug sie zu ihrer ausgewaschenen Jeans, deren fransig getretene Hosenbeine hinter den Fersen übers Pflaster schleiften, eine Jacke gleichen Materials, jedoch von dunklerem Farbton, was einem ästhetischen Verbrechen gleichkam. Kopf und Brüste, die ein Stück zu groß waren für Adas stabilen, aber kleingewachsenen Körper, hatten ihr, gemeinsam mit der Tatsache, dass sie selten sprach, den Spitznamen ›Marionette‹ eingetragen. Kaum jemand kannte ihren richtigen Namen, aber jeder wusste, dass sie Höfi mit wenigen Worten in die Schranken gewiesen hatte. Man ließ sie in Ruhe. Gelegentlich mischte sie sich grob ins Gespräch. Was für eine Rolle spielt es, ob Amelie das gewollt hat. Wenn wirklich jemand den Fahrradkeller für eine Party bräuchte, würde er ihn bekommen. Selbstverständlich wird Schröder wiedergewählt.

Die schießt auf alles. Knapper ließ sich die Persönlichkeit der Neuen nicht in Worte fassen. Anerkennung schwang in dieser Wendung mit und wenig Sympathie. Man wusste nicht recht. Die Prinzessinnen aller Stufen hielten sich von ihr fern und sortierten sich auf dem Raucherhof so lange um, bis keine von ihnen Ada im Rücken hatte. Genau wie auf ihrer alten Schule stand Ada umgeben von einem Haufen Leute, die sie nicht das Geringste angingen, und spürte genau, dass alles beim Alten geblieben war. Es war albern gewesen, etwas anderes zu erwarten.

Denken heißt Beschreiten.
Ernst-Bloch und das Prinzip Hoffnung

Bald nach Adas Neuanfang fand auf Ernst-Bloch die Hundertjahrfeier statt. In der hochgewölbten Aula trafen sich fast tausend Personen, Schüler, Lehrer, Internatspersonal, Schulträger, Ehemalige und Mitglieder des Fördervereins. Das Licht von der gewaltigen Glasrosette über dem Eingangportal stand schräg zwischen den katedralen Mauern, fleckte Rücken und Schultern mit bunten Reflexen und umgab die Versammlung mit einer Aura von Andacht und Abendmahl. Man saß hüstelnd beieinander wie die Gemeinde im Gottesdienst. Der Namensgeber der Schule hatte einmal geäußert: Die Fälschung unterscheidet sich vom Original dadurch, dass sie echter wirkt.

Ein bisschen Unterstufe strich im Quartett, der Schulchor jazzte ein beherztes Geburtstagslied, zwei Schüler der dreizehnten Klasse spielten Beckett in freier Interpretation. Danach wurde dem dienstjüngsten Lehrer die Ehre zuteil, die Festtagsrede halten zu müssen. Groß und schlank kam er nach vorn aufs Podest, in feines Anzugschwarz gehüllt wie ein Konfirmand. Er zog den Kopf ein, um hinter dem Rednerpult nicht ganz so hünenhaft zu wirken, lächelte den Schülern zu, die umzingelt von Lehrern auf den mittleren Stuhlreihen saßen wie Schafe zwischen Schäferhunden, und strich sich mit beiden Händen die Haare aus dem Gesicht.

Ada saß in den unbeliebten vorderen Reihen, die immer als letzte von Nachzüglern und Außenseitern besetzt wurden, tuschelte mit niemandem und sah steil von unten zum Redner hinauf. In ihm erkannte sie einen der ersten Menschen, die ihr auf den Fluren von Ernst-Bloch begegnet waren. Noch vor den Sommerferien, unmittelbar nach ihrem Vorstellungs-

gespräch im Direktorenzimmer, war dieser Mann ihr in Begleitung von Höfi auf der Plexiglasbrücke entgegengekommen, die Altbau und Neubau miteinander verband und von den Schülern ›Lufttunnel‹ genannt wurde. Ihre Mutter hatte mit ihm zu schäkern versucht, und Ada hatte sich dafür geschämt. Sie erinnerte sich daran, wie er sich vorgestellt hatte: Smutek, Deutsch und Sport. Er sprach mit einem leichten Akzent, den sie nicht zuordnen konnte.

Seine Rede war in Hexametern verfasst und raffte hundert Jahre Schulgeschichte in zwanzig Minuten zusammen. Die Sprösslinge der Gründer-Familie, Enkel und Urenkel des alten Wolfram Gründer, saßen in erster Reihe und trugen das Lächeln stolzer Eltern zur Schau. Sie entstammten einer Industriellenfamilie, die mit der Zuckerherstellung ein so großes Vermögen angehäuft hatte, dass sich der alte Wolfram im Jahr 1902 einen Kinderwunsch erfüllen und eine Schule gründen konnte, auf die er selbst gern gegangen wäre. Smutek dankte dem lang verstorbenen Übevater für diese Idee, nannte die Nachfahren ›Zuckerpüppchen‹, weil es ins Versmaß passte, und erntete anhaltendes Gelächter aus den hinteren Reihen.

Nachdem einige ehemalige Schüler zu Nazizeiten für zweifelhaften Ruhm gesorgt hatten, erfolgte einige Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg die Umbenennung des Gründer-Gymnasiums. Der neue Namensgeber, hieß es, sei beim Festakt unter dem Motto ›Denken heißt Überschreiten‹ persönlich zugegen gewesen, wofür es allerdings keine Belege gab. Ernst-Bloch erhielt die staatliche Anerkennung, verblieb aber in privater Trägerschaft. Die Erbfolge der Gründer-Dynastie war bislang ungebrochen. Der amtierende Urenkel war ein spätes Kind, erst sechsundvierzig Jahre alt und nach Meinung der meisten Beteiligten zu jung für jede Art von Entscheidung. Seit er im Amt war, wurde von der ›Gründerzeit‹ mit nostalgischer Wehmut wie von etwas lang Vergangenen gesprochen.

Die folgenden Strophen waren dem scheidenden Direktor

Singsaal gewidmet. Wie viele junge Lehrer verdankte Smutek ihm seine Einstellung. Mit Liebe und Hochachtung sprach er von Singsaals enormen Segelohren, mit deren Hilfe dieser stets über den Dingen zu schweben schien. Einige ältere Schüler klatschten spontane Ovationen, Singsaal lächelte gerührt, am Westrand der Aula wurde im Lager des neuen Direktors hartnäckig geschwiegen. Der neue Direktor hieß Teuter, war ein Studienfreund des jungen Gründers, klein wie ein Jockey und mit der Stimme von Kermit dem Frosch gesegnet. Seit seiner Wahl zum Direktor zogen sich tiefe Schützengräben durchs Lehrerzimmer. Hinter Teuter stand eine Fraktion von Pädagogen, die Singsaal nett fand, seinen Führungsstil aber zu lasch. Man brauchte nur die Zeitungen aufzuschlagen, um zu wissen, dass auf deutschen Schulen geraubt, erpresst, vergewaltigt und gefoltert wurde. Teuters Freunde wollten den Abnutzungserscheinungen am Wall zwischen Alltagsverhalten und Kriminalität entgegenwirken. Einen Schüler ernst nehmen, bedeutete auch, nicht blindlings an die Unschuld im Kinde zu glauben. Zwischenmenschliche Beziehungen lebten nun einmal von ihrem normativen Charakter – das klang vielleicht nicht hübsch, entsprach aber der Wahrheit, und daran würde niemand, vor allem nicht Leute wie Smutek oder Singsaal, etwas ändern können. Ada hatte Teuter auf den ersten Blick nicht ausstehen können. Er sah aus wie einer, der die Welt hasste, um sich selbst lieben zu können, und Ada hielt großen Hass ebenso wie starke Liebe für ein Zeichen von Dummheit.

Auf dem Weg vom und zum Rednerpult begegneten sich die beiden Männer und gaben einander die Hand. Dabei befand sich Smuteks Krawattennadel auf Teuters Augenhöhe: Ein goldfarben lackiertes Stück Blech mit Motto und Emblem der Schule. Denken heißt Überschreiten.

Die Zeit des Überschreitens, so Teuter auf dem Podium, sei in gewisser Weise inzwischen vorbei. Selbstverständlich habe jeder intelligente Mensch die Grenzen seiner Verstandeskraft immer wieder neu auszuloten und wenn möglich zu übertref-

fen. Überhaupt sei ›Übertreffen‹ das begrüßenswerte Dogma einer leistungswilligen Gemeinschaft. Innerhalb eines freiheitlichen und menschenwürdigen Staatswesens komme dem Begriff des Überschreitens jedoch eine veränderte Bedeutung zu. Eigentlich eine negative Bedeutung. Glücklicherweise! Denn könne es etwas Schöneres geben als das Leben in einem Staat, den man lieben und achten darf, anstatt ihn bekämpfen zu müssen? Solange Regeln wünschenswert sind, ist ihre Überschreitung unerwünscht. Teuter bevorzugte deshalb die Wendung ›Beschreiten‹, die er als zeitgemäß angepasste Deutung von ›Überschreiten‹ verstanden wissen wollte. Denken heißt Beschreiten. Nicht zu verwechseln mit ›Bestreiten‹.

»Denken heißt zwar auch Bestreiten«, sagte er hinterm Rednerpult, »ja nee, aber nicht im Unterricht!«

Im Westflügel der Aula wurde gelacht.

Auch Adas Mutter hatte gelacht, als Teuter während des Vorstellungsgesprächs denselben Vortrag mit demselben schmächtigen Witz abschloss. Geistreich!, hatte sie gerufen, das ist sehr geistreich!, und Ada war es nicht einmal gelungen, ihr deshalb böse zu sein. Aufrecht wie am Marterpfahl hatte die Mutter auf dem Besucherstuhl neben Teuters Bürotisch gesessen und ihre schwarz gefärbte Kleopatrafrisur alle zwei Minuten mit den Fingern glatt gestrichen. Ihr rechter Fuß schwebte am übergeschlagenen Bein in der Luft und zuckte im schnellen Takt der Herzschläge. Ada wusste, dass sie lieber geweint hätte als gelacht – geweint vor Erleichterung darüber, dass Teuter die Verbrechen ihrer Tochter mit der klinischen Nüchternheit eines Mannes behandelte, der Schlimmeres gewohnt ist. Die Froschstimme zog sich Gummihandschuhe über und implantierte Adas Untat in einen abstrakt-soziologischen Kontext, in dem sie gut aufgehoben war, beinahe schon einen Sinn ergab und vor allem nicht wieder vorkommen würde. Mit dem professionellen Optimismus eines Arztes redete Teuter von der Herrlichkeit des demokratischen Systems, in dem sie alle lebten und an das es junge Menschen zu gewöhnen galt wie Tiere an die Bedingungen eines klei-

nen, bequemen Naturreservats. Warum es in letzter Zeit vermehrt zu Ausschreitungen der zahmen Reservatsgäste gegen ihre Wärter oder Artgenossen gekommen war, wusste Teuter nicht zu sagen und wollte auch nicht viel davon sprechen, solange Ernst-Bloch von solchen Schrecknissen verschont blieb. Singsaal, der vor den Sommerferien offiziell noch im Amt gewesen war, hatte dabeigesessen, gutmütig gelächelt und Ada nach ihren Lieblingsfächern gefragt. Die Mutter suchte unablässig Teuters Blick, da dieser, soviel sie verstanden hatte, der Mann der künftigen Stunde war. Als er begann, Adas Schulwissen zu testen und diese nicht aufhörte, ihm mit glasigem Blick zwischen die Augenbrauen zu starren und mit langsamer Stimme wie zu einem Geisteskranken zu sprechen, hätte die Mutter ihr mit dem Hackenschuh vors Schienbein getreten, wenn Singsaals Gründerzeitschreibtisch nicht längst einer neuen Stahl- und Glaskonstruktion gewichen wäre, die keinerlei Sichtschutz bot. Die Mutter senkte den Blick auf den Boden, wo Computerkabel sich unter dem Tisch in einem Schlangennest ringelten.

In gleichgültigem Tonfall beantwortete Ada eine Frage nach der anderen, ohne sich den geringsten Fehler zu erlauben. Mit jeder neuen Antwort wuchs Teuters Missmut. Er war stolz auf seine Allgemeinbildung und brachte die Mutter mit herrischer Handbewegung zum Schweigen, als sie entschuldigend einwarf, Ada habe schon immer in allen Fächern die besten Noten erhalten. Singsaal machte ein bekümmertes Gesicht. Erst als Teuter von Naturwissenschaften und Literatur zur Religionskunde überging und Ada angab, die Bibel nie gelesen zu haben und deshalb keine Aussage darüber treffen zu können, was David und Goliath mit den gegenwärtigen internationalen Konfliktstrukturen zu tun hatten, atmeten alle gemeinsam auf. Die Mutter wusste, dass Ada seit ihrer Kindheit damit beschäftigt war, sämtliche Bücher im gemeinsamen Haushalt zu lesen. Es gab drei große Regale, die drei verschiedenen Personen gehörten: das erste Adas verstorbenem Vater, das zweite dem Stiefvater, der die Familie vor zwei

Jahren verlassen hatte, und das dritte der Mutter selbst. Die Bibel stand im ersten Regal unten rechts. Ada hatte sie genauso gelesen wie den Rest.

Teuter beendete das Gespräch mit einem milden Kurzvortrag über die Fortgeltung der Bibel als Fundus westeuropäischen Kulturmaterials, über ihre Bedeutsamkeit für jeden philosophischen, ja, selbst atheistisch begründeten Diskurs, der sich doch immer nur über eine Negierung der Gottesfunktion etablieren könne, wechselte daraufhin einen kurzen Blick mit Singsaal und hieß Ada herzlich auf Ernst-Bloch willkommen. Das Prinzip Hoffnung, schloss er, gelte auf dieser Schule mehr als an jedem anderen Ort.

Im Lufttunnel waren sie Smutek und Höfi begegnet. Der Erste trug kurze Hosen, Laufschuhe und einen Salzrand getrockneten Schweißes über der Oberlippe, der Zweite ging gebückt mit auf dem Rücken verschränkten Händen und verschwand fast in seinem olivgrünen Cordanzug. Neue Schülerin?, hatte Smutek gefragt, woraufhin die Mutter kokett zur Decke sah: Mein lieber Herr, so jung bin ich nun auch nicht mehr. Sie lachten gezwungen, schüttelten Hände, Smutek, Deutsch und Sport, und setzten ihre verschiedenen Wege fort.

»Ja nee, das Prinzip Hoffnung«, sprach Teuter ins Mikrofon, »gilt heute wie vor hundert Jahren auf dieser Schule mehr als an jedem anderen Ort.«

Der Applaus spülte ihn zurück auf seinen Platz, wie die Flut ein Schiff in den Hafen trägt. Weil er genau vor Ada saß, trafen sich ihre Blicke versehentlich. Am Abend des Tages machte Ada eine der seltenen Eintragungen in ihr Tagebuch, das ›An Selma‹ hieß:

»Kein Philosoph würde ein dickes Buch schreiben, wenn er im Vornherein wüsste, auf welche Weise er später zitiert werden wird. Als man dem Menschen verbot, in die Zukunft zu blicken, hatte man nur sein Bestes im Sinn. Da ich durch die Gegenwart nach vorne sehen kann wie durch ein feines Moskitonetz, werde ich mein Leben lang nichts von Bedeutung tun.«

Smutek erinnert sich an ein paar Erinnerungen

Für Smutek hatte das Schuljahr nicht schlecht begonnen. Zwar trug die Aussicht, ab sofort unter einem Mann zu arbeiten, den die Schüler abwechselnd ›Töter‹, ›Täter‹, ›Teutone‹ und ›Euter‹ nannten, nicht zur Verbesserung seiner Stimmung bei, die am Ende der Sommerferien gewohnheitsgemäß miserabel war. Aber Smutek fühlte sich glücklich und konnte die Gründe benennen. Seine elfengleiche, kapriziöse Ehefrau hatte ihre hartnäckige Weigerung aufgegeben, jemals wieder in polnischen Land-, See- oder Luftraum einzudringen, und ihn im Sommer für vier Wochen nach Masuren begleitet.

Bald nach seiner Anstellung auf Ernst-Bloch hatte Smutek irgendwo zwischen Olsztyn und Ostróda ein Häuschen gekauft, ganz aus Holz und dicht am Wasser, und war seitdem Jahr für Jahr allein hingefahren, um sich mit Schwimmen, Lesen, Renovierungsarbeiten und sehnsüchtigen Gedanken an seine Frau die Zeit zu vertreiben. Unermüdlich hatte er sich dem Ausbau seines kleinen Palastes gewidmet, ohne zu wissen, ob die Schwelle jemals vom Fuß seiner Königin überschritten würde. Er kannte Vögel, die ein Frühjahr lang mit aller Kraft und Kunst kugelförmige Nester errichteten, neben denen sie dann ängstlich hockten, während fette Angebetete darin wüteten, mit Flügeln schlugen und die Schnäbel in die empfindlichen Geflechte stießen, bis alles zerrupft und verkommen auseinander hing. War das Nest zerstört, wurde der Baumeister sogleich verlassen. Hielt es stand, bekam er eine Chance.

Smutek stieg Hitze ins Gesicht, wenn er an diese Vögel dachte. Ihm war es noch schlechter ergangen – seine Angebetete hatte sich bis zu diesem Sommer nicht einmal zu einer Begutachtung herabgelassen. Stattdessen hatte sie ihren

beißenden Spott über ihm ausgegossen. Er sei sich also nicht zu schade, als Sommerfrischler in ein Land zu fahren, das ihren Vater getötet und den seinen mit Füßen getreten habe? In ein Land, das ihn, Smutek, im Alter von achtzehn Jahren inhaftiert und anschließend rausgeworfen hatte? Bist du so ein großer Holzkopf, Smutek, dass du das alles vergessen kannst? Oder stellst du deinen Liegestuhl am liebsten auf Familiengräber?

Er hatte es aufgegeben, ihr erklären zu wollen, das ein einziger Satz seine Freundschaft zu ihrem gemeinsamen Heimatland gerettet hatte; ein Satz, den sein Vater die Treppe hinterrief, als Smutek im zarten Jünglingsalter eines Nachts von Uniformierten aus dem Bett geholt wurde.

»Mach dir nichts daraus, Sohn! Jeder gute Pole geht einmal im Leben ins Gefängnis, weil er im Kampf fürs Vaterland vom eigenen Vaterland verhaftet wird.«

Dabei hatte Smutek nicht einmal gekämpft, sondern gerade ein völlig unpolitisches Studium aufgenommen, Physik und Mathematik. Draußen hielt der Januar die Stadt Krakau im Griff, weggeworfene Weihnachtsbäume froren am Boden fest. Das Gefängnis war nicht beheizt.

Smutek hatte nichts vergessen, im Gegenteil besaß er das Gedächtnis eines Elefanten und erinnerte sich an alle Einzelheiten. Er wusste noch, wie er ein halbes Jahr später auf den endlos weiten Straßen Westberlins gestanden hatte und wie ihm diese Straßen nach einem Leben in Krakaus Gassenwirrwitz, nach sechs Monaten Gefängniszelle und achtundvierzig Stunden im käfiggroßen Laderaum eines Transporters als trockene Flussbette in einer gigantischen, steinernen Landschaft erschienen waren. Lange hatte er still auf einer Stelle ausgeharrt und sich über die geringe Körpergröße der Passanten gewundert, die achtlos an ihm vorbeiflanierten und ihn nicht mehr beachteten als die Bäume in der Allee. Genau wie die Bäume konnte er ihnen von oben auf die Köpfe gucken. Er hatte sich die Deutschen größer vorgestellt. Zum letzten Mal hatte er als Kind welche gesehen, sie machten Ur-

laub auf einem Campingplatz in Masuren, gar nicht weit von dem Ort, an dem heute sein Häuschen stand, und sie waren riesengroß. Wie alle anderen Kinder hatte Smutek Angst vor den Deutschen, vor ihrer Kraft, ihrer Brutalität und ihrer ›Intelligenz‹, von der manchmal am Abendbrottisch die Rede war und die er für eine besonders moderne und gefährliche Waffe hielt. Als er auf dem Campingplatz unversehens diesen beiden Prachtexemplaren gegenüberstand, verfiel er in Schreckstarre und duckte sich klein im Gras zusammen, während die Deutschen über ihm turmhoch in den Himmel ragten. Sie sprachen ihn an mit ein paar Brocken Polnisch, die er in seiner Panik nicht verstand, und zwängten ihm Bonbons in die fest geschlossene Faust. Kaum waren sie verschwunden, rannte er schreiend zum elterlichen Zelt. Mama! Tata! Niemcy dali mi cukier! Die Deutschen haben mir Zucker gegeben!

Vielleicht hatte er in Vorausahnung seiner bevorstehenden Abschiebung in die Bundesrepublik zu wachsen begonnen. Kaum im Gefängnis, war Smutek in die Höhe geschossen, als wollte er durch die Zellendecke ins Freie brechen. Nach drei Monaten ragten Hand- und Fußgelenke aus der Häftlingskluft, und der Stoff spannte über Brust und Oberschenkeln. Smutek teilte sich den Knastalltag durch Trainingseinheiten aus Liegestützen, Klappmessern und Kniebeugen in verdauliche Happen und gehörte bald zu den Gefangenen, die niemals Ärger mit den Zellengenossen haben. Er überwand die eins neunzig und hörte erst wieder mit Wachsen auf, als sie ihn aus der Zelle holten. Smutek musste heute noch lachen, wenn er daran dachte, wie er auf dem Kurfürstendamm gestanden und sich gewundert hatte, dass die Deutschen nicht drei Meter hoch waren.

Berlin war heiß gewesen wie ein Backofen, und Smutek rannte tagelang durch die Stadt, als hoffte er, irgendwo auf einen Knopf zur Regulierung der Temperatur zu stoßen. Im Nordhafen Spandau stellte er Antrag auf politisches Asyl und hoffte auf Ablehnung, auch wenn er nicht wusste, was es be-

deutet hätte, wie ein Bumerang in die Hände seiner Rauschmeißer zurückzukehren. In diesem Jahr aber verzeichnete Deutschland einen einzigartigen Tiefstand in der Zahl politischer Flüchtlinge aus den Ostblockgebieten, und so reichte es mühelos für ein kleines Asyl, das Smutek am einundzwanzigsten Juli erhielt, kurz nach dem spektakulären Papstbesuch in Polen und einen Tag vor Aufhebung des Kriegszustandes. Währenddessen wartete seine Familie in Krakau mit täglich steigender Unruhe darauf, dass er aus dem Militärgefängnis entlassen würde. Smutek, der sie nicht durch einen Kontaktversuch aus Westberlin in Gefahr bringen wollte, verstand viel zu spät, dass sein schlaues Schweigen die schlimmste Bedrohung darstellte. Schließlich erfuhr Smuteks Vater, der sich immer ein kämpferisches Kind gewünscht hatte, dass sein Sohn aufgrund einer tragischen Namensgleichheit mit irgendeinem Solidarność-Aktivisten inhaftiert worden war und sich inzwischen nicht mehr im Gefängnis befand. Der bloße Gedanke an eine solche Verwechslung offenbarte das ganze schreckliche Ausmaß göttlicher Possenreißerei, die ein Mensch im Leben zu erdulden hatte. Smuteks Vater war gläubiger Katholik. Er wurde krank.

Um mit dem Verlust seines gesamten bisherigen Lebens zurechtzukommen, hatte Smutek damals beschlossen, ein anderer Mensch zu werden. Er schwor den Naturwissenschaften ab und wollte jetzt Sport und Germanistik studieren. Für das eine brauchte er keine Sprache; für das andere fehlte sie ihm so vollkommen, dass er glaubte, es unbefangen versuchen zu können. Als Erstes musste er lernen, was das Wort ›Duldung‹ bedeutete. Er wurde Stammgast auf dem Ausländeramt der Universität. An irgendeinem beliebigen Werktag entdeckte er dort ein Mädchen, das er an der Kleidung sowie ihrer Art, sich ständig verstohlen umzusehen, sofort als Landsmännin erkannte. Als er sie auf Polnisch ansprach, schrak sie zusammen wie eine Ertappte, die seit Wochen auf den Moment der Entdeckung wartet.

Viel zu begeistert, um auf ihre abwehrenden Hände Rücksicht zu nehmen, verlangte Smutek, sie möge ihr fließendes Deutsch einsetzen und ihm bei der Verständigung helfen. So vernahm er aus ihrem schönen Mund, dass sein Status in diesem Land weder zum Arbeiten noch zum Studieren, noch zum Erwerb einer sonstigen Ausbildung berechtigte. Was ihm dann bliebe? Czekać, warten, sagte seine künftige Frau. Warten, meinte Smutek, sei ebenso wenig eine Tätigkeit wie Bleiben oder Wohnen, und im Übrigen wisse er nicht, worauf. Man gab ihm recht. Ob er als Gasthörer ein paar Seminare besuchen dürfe? Das sei mit dem jeweiligen Professor zu klären. Smutek fasste, überwältigt vom Glück, seine künftige Frau an den Händen: Słyszysz, hörst du, ich kann zur Uni gehen. Da war er achtzehn und sie zwanzig.

Sie stammten beide aus Krakau, und das war in Smuteks Lage Grund genug, an die Macht der Vorsehung zu glauben. Er war Asylant, sie Exilantin, was ihm zuerst fast dasselbe schien, während er Jahre später begriff, dass zwischen diesen beiden Spezies ein himmelweiter Unterschied bestand, der sie für immer voneinander trennen würde. Frau Smutek *in spe* hasste die Volksrepublik. Sie sah aus wie eine weißhäutige Carmen und führte heißes Blut in den Adern. Ihren alten Vater hatten die Teufel in Warschau einem polnischen Winter zum Fraß vorgeworfen, so dass er langsam in seiner Zelle zugrunde gegangen war. Er war Gewerkschaftsmitglied gewesen und hatte den erbarmungslosen Hass auf ›die russische Leiche Polens‹ an seine Tochter vererbt, die ihn der Vollen- dung entgegentrieb. Als sie von Smuteks Gefängnisaufenthalt erfuhr, leuchtete das Schwarz ihrer Augen wie unter plötzlichem Licht. Ihre Begeisterung über seine Inhaftierung erschreckte ihn anfangs wie ein jähes Aufblitzen von Wahnsinn an einem rundum gesunden Menschen. Im Lauf der Zeit gewöhnte er sich daran und erkannte Teile davon in den Mienen der unterschiedlichsten Personen wieder, wenn sie von seiner Inhaftierung erfuhren, bis schließlich die Große Wende die Fronten verwischte und die Idee verblassen ließ, dass jedes

Opfer der Bolschewiken ein notwendiger Freund der frei und gerecht denkenden Westler sei.

Schon damals sprach die künftige Frau Smutek davon, nach Abschluss ihres Biologiestudiums noch viel weiter gen Westen ziehen zu wollen. In den Unterrichtsstunden am polnischen Institut, mit denen sie ihren Lebensunterhalt bestritt, formte sie die Wörter ihrer Muttersprache überdeutlich und langsam, als wollte sie sich an den Lauten Zähne und Lippen nicht schmutzig machen, und behandelte die Grammatik mit der gestelzten Vorsicht eines Naturschützers bei der Entsorgung von Sondermüll. Von ihr lernten die Schüler in atemberaubender Zeit. Smutek, der sich keinen Sprachkurs am Goethe-Institut leisten konnte, saß dabei und versuchte, ihre Polnischstunden in umgekehrter Richtung nachzuvollziehen. An den Nachmittagen drillte sie ihn weiter mit militärischer Strenge, und nach einem knappen Jahr sprachen sie deutsch miteinander.

Selbstverständlich war Frau Smutek nicht so dumm zu glauben, dass die Menschen im Westen besser seien als jene im Osten. Vielmehr ging sie davon aus, dass die Anordnung von gut und böse auf dem Globus allein dem Geschäftsverteilungsplan des Schicksals obliege, womit sie nicht sagen wollte, dass alles vom Zufall abhängt, sondern dass Gott komplizierter als eine Behörde sei. Den Mauerfall verbrachte sie stoisch im Zimmer über ihrer Diplomarbeit, während Smutek mit den anderen Karnevalisten durch die Straßen taumelte und das Ergebnis einer politischen Absprache hochleben ließ, die er nicht verstand. Wenn im Verlauf einer Diskussion der politische Dämon in ihr erwachte, nannte sie den Begriff ›friedliche Revolution‹ ein Oxymoron und begann davon zu sprechen, dass ohne Blutopfer der infizierte Teil einer Bevölkerung nicht ausgetauscht werden könne, weshalb es nichts als eine Lachnummer sei, die gleiche alte DDR plötzlich ›NEUE Bundesländer‹ zu nennen. Sie wollte nach Westdeutschland, um einen möglichst großen Abstand zwischen sich und den ›Ostblock-Ostbluff‹ zu bringen, und als sie sich bereit er-

klärte, bis zum Ende von Smuteks Ausbildung mit ihm in Berlin zu bleiben, wusste er, dass sie ihn liebte. Weil ihm nach der politischen Wende die Abschiebung drohte, heiratete sie ihn, und mit ihrer Arbeit finanzierte sie sein Lehramtsstudium.

Der Bundeshauptstadt begegneten sie *on the road*: Während sie von Bonn nach Berlin umzog, bewegten Smutek und Frau sich im Führerhaus eines Speditionslastwagens in entgegengesetzter Richtung. Der alte Singsaal hatte nicht einsehen wollen, einen polnischen Deutschlehrer nur deshalb nicht einzustellen, weil er Pole war, und hatte Smutek aus diesem Grund allen anderen Bewerbern vorgezogen. Die Seligkeit seiner Frau milderte Smuteks Abschiedsschmerz. Während für ihn Berlin zu einer zweiten Heimat geworden war, zu einer Stadt, die ihm alles beigebracht hatte, was er im Leben zu brauchen glaubte, erblickte Frau Smutek in Berlin einen Cerberus des Ostblocks, wohingegen Bonn das zarte Herz jenes leise verendenden Reichs war, in das es sie seit fünfzehn Jahren zog. Das Reich hieß ›Westen‹ und erlebte gerade seine Abschaffung zugunsten eines grenzenlosen geographischen Wolpertingers, in dessen Bauch die Nationen Europas zu Brei verdaut werden würden. Frau Smutek hoffte mit ganzer Kraft, ein Stück westlichen Geistes möge in den Aufbewahrungstempeln der früheren Kapitale überdauern, wenigstens noch ein paar Jahre, vergessen und geschützt hinter der Spielzeug-Skyline am Rhein, die man so gut aus den täglichen Nachrichten kannte.

Smutek bereute seine Entscheidung nicht. Zwar ließ er in Berlin einen großen Freundeskreis und eine semiprofessionelle Basketballkarriere zurück, aber gleichzeitig verehrte er seine Frau und wollte sie an einen Ort bringen, an dem sie glücklich werden konnte. Er würde ihr nie vergessen, was sie für ihn getan hatte und dass sie nie auf die Idee gekommen war, ihn auf dem Höhepunkt seiner Träume und Erwartungen zugunsten eines anderen zu verlassen. Wie Schneewittchen war sie aus Schwarz, Weiß und Rot erbaut, die Blicke der

Männer schossen harpunengleich in ihre Richtung, sobald sie vor die Tür trat. Sie hatte niemals einen anderen angesehen.

Der Streit um das Häuschen in Masuren war der erste Konflikt in ihrem langen Zusammenleben, in dem Smutek nicht nachgeben wollte. Im Verlauf jeder Auseinandersetzung gelangten sie an die immer gleiche Stelle, an der Smutek auf Polnisch rief: »Das Kriegerrecht ist seit zwanzig Jahren nicht mehr in Kraft, General Jaruzelski wurde Vater des Runden Tisches, und deine Volksrepublik ist längst eine Demokratie!«

Daraufhin pflegte Frau Smutek zu lachen, wobei sie ihren großen Mund schamlos dehnte, und Smutek fuhr allein nach Polen. Er kam unglücklich in Masuren an, pflegte unglücklich sein kleines Haus, das immer schöner wurde, und kehrte jedes Mal früher als geplant nach Deutschland zurück.

In diesem Jahr war es anders gewesen. Frau Smutek hatte gelacht, ihren Mund gedehnt und sogar mit dem nackten Finger auf ihn gezeigt. Als er aber den Kofferraum seines Volvos mit einer Reisetasche und ein paar Eimern Parkettlasur auf Zitronenbasis belud, stand sie plötzlich neben ihm. Ohne ein Wort rückte Smutek die Lackeimer beiseite und schob ihren kleinen Koffer auf seine Tasche. Während der langen Fahrt sprachen sie nicht miteinander. Frau Smutek starrte die ganze Zeit aus dem Fenster, an dem brachliegende Felder, unverputzte Häuser und von Müll verunstaltete Straßenränder vorbeizogen, und Smutek schämte sich für alles, was sie sah, als wäre er persönlich am Zustand ihres Heimatlands schuld. Er konnte nicht aufhören, an das Vogelweibchen zu denken, das mit Schnabel und Flügeln ein kunstvolles Kugelnest zerstört. Als er das Auto im Leerlauf auf sein abschüssiges Grundstück rollen ließ und unter dicht belaubten Obstbäumen zum Stehen brachte, schwitzte er trotz der kühlen Abendstunde.

Frau Smutek umrundete das Haus, stiefelte durch die hochgeschossene Wiese, befühlte geschlossene Fensterläden, schlug leicht mit den Händen gegen das Holz der Wände und roch am bemoosten Regenrohr. Als sie wieder neben ihm

stand, wies sie mit ausgestrecktem Arm auf das Gebäude, das mit zugekniffenen Türen und Fenstern niedergekauert im hohen Gras hockte.

»Otwórz oczy, mały domku«, sagte sie. »Jesteśmy.«

Mach die Augen auf, kleines Haus, wir sind da. Von ihr gesprochen, klang der Satz wie die erste Zeile eines Gedichts.

Die folgenden vier Wochen waren von einem blanken, blauen Himmel überspannt. Frau Smutek ging barfuß, trug abgeschnittene Jeans und badete mehrmals täglich im See. Ihr schneewittchenweißer Körper überzog sich mit einer cremefarbenen Tönung, und das glatte schwarze Haar wuchs noch schneller als sonst. Smutek fing Fische und briet sie auf dem Grill. Vierzehn Tage später verlangte sie nach Ausflügen in die Umgebung, und Smutek kutscherte sie bereitwillig überallhin. Ab und zu sprachen sie Polnisch miteinander, und es bot Raum für Späße, viel mehr Platz für Gelächter, als das Deutsche es jemals vermocht hatte. Am Ende der Ferien hatten sie sich für den Herbst verabredet. Zugedeckt mit den Spiegelbildern bunter Baumkronen, waren Masurens Seen fast am schönsten.

Smutek verließ die Wohnung, fand seinen Wagen treu wartend am Straßenrand und fuhr mit dem sicheren Gefühl zur Arbeit, ein glücklicher Mann zu sein. Solche Momente gibt es. Sie sind nicht weniger trügerisch als Phasen grundloser Schwermut.

Über den Konsum von Büchern

Seit sie lesen konnte, las Ada viele Bücher. Das Lesen war weder Arbeit noch Hobby, es folgte keinem bestimmten Interesse. Lesen war ein Zustand, in dem die Zeit verstrich, weil sie nicht anders konnte, während Adas Verstand in Nahrung eingelegt wurde, so dass seine hektische Gier in ein gleichmäßiges Einsaugen und Verwerten überging. In der Zwischenzeit durfte das Gemüt aufatmen und für ein paar Stunden die Füße hochlegen, wie ein erschöpfter Maschinist, der rund um die Uhr eine gefährliche Hochleistungsapparatur zu bedienen hat. Ada las, wie man Stämme in ein Sägewerk schiebt. Weil sich von den dicken, harten Klötzen am längsten zehren ließ, mochte sie vor allem die Literatur des vorletzten Jahrhunderts und alles, was vor dem Zweiten Weltkrieg geschrieben worden war. Neuere Werke hielt sie für Ablenkungsmanöver von den großen Gegenständen, sie waren leicht und süß, etwas wie Popcorn, das man konsumieren muss, während der Kopf mit anderen Dingen beschäftigt ist. Dies galt vor allem für die Bücher deutscher Autoren, jedoch nicht für Arno Schmidt, dem zu Ehren Ada von Zeit zu Zeit einen Mondvergleich ersann und in ihr selten genutztes Tagebuch eintrug. An Selma: Der Mond, matschig wie ein Klecks Kartoffelpüree, von Kinderhand in den Himmel geschmiert. Der Mond, ein unregelmäßig gebackenes Fladenbrot. Ein Mond von der Sorte, die niemand bemerkt, eine Herde Wolken an sich vorbeiwinkend.

Den Ersten Weltkrieg stellte Ada sich als einen schwarzen Mantel vor, der für vier Jahre über den Kontinent geworfen worden war und in dessen Schatten sich Unsägliches ereignet hatte. Als er sich wieder hob, ließ er die Welt in Chaos und Umsturz zurück. Der Zweite Weltkrieg aber war ein Ab-

grund, in den der Geschichtsstrom, aus historischen Höhen herabbrausend, unentwegt stürzte, anstatt sich in den Ebenen der jüngeren Vergangenheit zu drosseln und zu weiten, um schließlich sanft die Arche Gegenwart dem Meer der Zukunft entgegenzutragen. Auf der hiesigen Seite des Abgrunds verlief ein trockenes Flussbett im Sand, bis hier und dort das Wasser aus dem Boden drückte, erst ein Rinnsal, dann einen Bach ergab, der schließlich, gut befestigt und kanalisiert, genug Wasser führte, um achtzig Millionen Demokraten in Einer- und Zweierkanus flussabwärts paddeln zu lassen. Es war schön, stromaufwärts zu gehen, sich am trockenen Rand des Abgrunds niederzulassen und eine lange Angel auszuwerfen. Die Fische, die Ada aus den vis-à-vis fallenden Massen fing, waren mächtig und bizarr wie Urzeitviecher. Sie waren von Dostojewski, Balzac oder Mann.

In der Unterstufe hatte Ada eine Freundin, der sie alles weitererzählte, was sie las. Die Freundin hieß Selma, ging in die Parallelklasse und stammte aus Bosnien-Herzegowina, an das sie sich nur noch in den Kategorien von Pflaumenmus und Sonnenschein erinnerte. Sie lebte in Deutschland, seit der Krieg ihr sommerlich duftendes Heimatland in eine Bluthölle verwandelt hatte. Selma besaß einen Hund, mit dem sie und Ada an den Nachmittagen quer durch die Wälder des Kottenforstes zogen, meist auf der Fährte einer Gruppe Rehe oder einer Wildschweinrotte, bis der Hund sie gegen Abend, am ganzen Körper mit kleinen Zweigen und Blättern besteckt, nach Hause brachte. Während sie gingen, redete Ada, und Selma hörte zu. Sie interessierte sich für alles, für jede Art von Geschichten, die Ada zu berichten wusste. Eine unvollständige Nacherzählung der *Buddenbrooks* mit vielen logischen Löchern war ebenso viel wert wie eine ganze Serie Liebeständel aus der *Menschlichen Komödie*, ein Stakkato Zweig'scher Novellen oder ein paar Andeutungen über das Wesen von Zeit und Raum.

Wenn eine von Selmas zahlreichen familiären Verpflichtungen verhinderte, dass sie sich trafen, schrieb Ada Briefe,

aus denen mit der Zeit ein Tagebuch wurde, das ›An Selma‹ hieß. Auf literarische Nacherzählungen folgten Berichterstattungen aus der Welt der Gedanken und Gefühle. Ada teilte mit, dass sie nichts Schönerem in der Welt begegnet sei als Selma, dass die Bäume des Mischwalds die Köpfe wandten, um ihnen nachzusehen, dass der ganze Kottenforst sich vor ihnen verbeuge, die Vögel ihren Gesang für sie änderten und Ada stolz und glücklich sei, Selmas geistige Landschaften mit ihren Geschichten für eine Weile besetzen zu können. In ein paar Jahren, verhielt Adas Tagebuch, würde es andere geben, die ihre Bewunderung geschickter auszudrücken vermochten als Wald, Vögel und sie selbst. Bis dahin aber wolle sie Selma für sich allein. Das sicherte die Freundin ihr schriftlich auf einer freien Seite des Tagebuchs zu und gestattete es fortan, dass Ada auf Wanderungen und im Schulklo den Arm um sie legte und sie auf den Mund küsste.

Aus Adas Unterlagen ergab sich, dass sie Selma im Ganzen über dreihundert Bücher, Novellen und Kurzgeschichten nacherzählt hatte, bevor es zum Bruch kam. Als Mutter und Stiefvater einen Sommerurlaub in den Bergen ankündigten, verlangte Ada, bei Selma bleiben zu dürfen, die sie ›ihre Frau‹ nannte. Wenig später fand sie sich auf der Terrasse einer Hütte wieder, blickte auf die Felsrücken der umstehenden Giganten, die sich viel zu dicht vor ihr aufbauten, las Bücher und hörte ein Lied auf einer Kassette, die sie dem Autoradio des Stiefvaters entnommen hatte. Wenn das Lied zu Ende war, spulte Ada das Band zurück und hörte es von neuem. Unmöglich zu beschreiben, was diese Musik in ihr auslöste. Sie lieferte den Soundtrack zu Adas Verzweiflung, zur Sehnsucht nach Selma und dem aufgestauten Druck zahlloser unerzählter Geschichten, die dem Vergessen erlagen und dabei um sich schlugen und pausenlos schrien.

Das Lied hatte einen Refrain, den Ada, des Englischen noch weitgehend unkundig, als ›Sir Don Camisi, to me‹ verstand. Einige Zeilen weiter tauchte die Wendung ›I love you‹ auf. Ihre Briefe an Selma, die der Stiefvater einmal in der Wo-

che zum örtlichen Postamt brachte, baten darum, nicht vergessen zu werden, erflehten Fürsorge für das Tagebuch, das in Selmas Obhut zurückgeblieben war, fassten ein paar jüngst gelesene Geschichten in wenigen Sätzen zusammen und erzählten vor allem Dinge, die das Schweigen der umliegenden Bergriesen ihr eingeflüstert hatte. Sie waren mit ›Don Camisi‹ unterschrieben. Das war der Name der Einsamkeit.

Als Ada zurückkam, hatten Selmas Eltern das Tagebuch gefunden und sämtliche Briefe abgefangen. Das war das Ende aller Waldspaziergänge. Selma beantwortete die Zettel nicht, die Ada ihr auf dem Schulhof zusteckte. Adas Kampf um Selma endete abrupt, als die Familie abgeschoben wurde und an einen Ort in Bosnien zurückkehrte, dessen Namen Ada sich nicht merken konnte. Jahre später entdeckte sie ihn in den Unterlagen für ein Referat im Geschichtsunterricht: Višegrad. Dort stand die Brücke über der Drina und trug eine alte Inschrift: Fließe, Drina, fließe und erzähle. Dreimal sagte Ada den Spruch auf und verspürte das Bedürfnis zu weinen, ohne zu wissen, ob vor Freude oder Schmerz. Wie es die Angewohnheit des Zufalls ist, wurde in der gleichen Woche Don Camisi von der Realität erschlagen. Die Remix-Version eines Achtziger-Jahre-Hits kam auf den Markt: Words don't come easy to me.

Eine neue Selma war nicht aufgetaucht und auch sonst niemand, der zuhören wollte. Ada hatte gelernt, Geschichten zu lesen, ohne sie nacherzählen zu dürfen. Ihr Tagebuch führte sie weiter, schaffte aber nicht mehr als ein paar Zeilen in der Woche.

Für einen ungestörten Ablauf aller geistigen Prozesse schloss Ada sich meistens im Badezimmer ein. Auf dem Weg dorthin blieb sie vor den drei Regalen im Wohnzimmer stehen. Den Beständen ihres früh verstorbenen Erzeugers entnahm sie einen der dicken Schmöcker, die im Wesentlichen seine Hinterlassenschaft ausmachten. Ihr Stiefvater, den Ada seit seiner letzten Beförderung nur noch den ›Brigadegeneralk‹ nannte, hatte die Familienwohnung ohne seine Bücher ver-

lassen; aus seinem Regal wählte Ada irgendein Werk über Zeitforschung, Astronomie, Philosophie oder Bismarck'sche Realpolitik. Schließlich griff sie aus der Sammlung von Neuzugängen nach ein oder zwei in Hochglanzpapier geschlagenen Werken mit bunten Titelbildern. Diesen Stapel trug sie schnell und leise über das Altbauparkett und die moderne Wendeltreppe in die obere Maisonnetteetage, wo sich das Badezimmer befand.

Nach dem Auszug des Brigadegenerals hatte Adas Verwandlung in einen Trichter begonnen, in den man jedes Kümmernis hineinsprechen konnte, ohne dass ein einziger Tropfen danebengegangen oder je wieder zum Vorschein gekommen wäre. In diesen Trichter ergossen sich die Sprachausbrüche der Mutter, wann immer sie seiner habhaft werden konnte. In Adas Charakter waren nämlich ganze Reihen von aufdringlichen Ähnlichkeiten zum verflossenen General zutage getreten, und weil die beiden nicht miteinander verwandt waren, mussten diese Veränderungen auf ein Jahrzehnt seines Einflusses zurückgehen und sich auf psychischem Weg wie die Symptome einer Induktionskrankheit auf die Tochter übertragen haben. Einer solchen Entwicklung wortreich entgegenzuwirken kristallisierte sich als der Kern mütterlicher Restpflichten heraus, nachdem die übrige Erziehungsarbeit seit dem Verschwinden des zweiten Ehemanns sukzessive eingestellt worden war. Die Mutter wandte ihre ganze Kraft auf, um den General in der eigenen Tochter zu bekämpfen, und es war nicht einfach, dem zu entgehen. Adas Zimmertür stellte keine natürliche Grenze dar. Alle Türen in der Wohnung waren ohne Schlüssel, und so genügte ein Anklopfen, um nach den Regeln der Höflichkeit freien Eintritt zu erlangen. Jeder Versuch, sich gegen die seelische Verklappung zur Wehr zu setzen, wurde als neuerlicher Ausbruch der Infektion gewertet und ließ den Abladevorgang nahtlos in einen Angriffskrieg zu Adas eigenem Besten übergehen.

Eines glücklichen Tages hatte sie herausgefunden, dass die Badezimmertür eine Schranke darstellte, die von den Geset-

zen der Privatsphäre zu einem Bollwerk verstärkt wurde. Ada begann, ihre Klogänge systematisch auszudehnen, bis sie endlich voll ausgerüstet für mehrstündige Aufenthalte hinter geschlossener Tür verschwand, die Heizung aufdrehte, sich in die trockene Badewanne legte oder auf den Toilettendeckel setzte und las. Gelegentlich kam die Mutter in die Maisonnette- etage hinauf, klopfte an und fragte, wie lange es noch dauern werde. Eine Weile noch, antwortete Ada von drinnen, sie solle besser unten das Gästeklo benutzen. Weil die Mutter weibliche Schönheit nicht für ein Geschenk, sondern für eine Verpflichtung hielt, begrüßte sie es grundsätzlich, dass ein junges Mädchen den halben Tag vor dem Spiegel verbrachte und dass insbesondere die spröde Ada der Körperpflege plötzlich so viel Aufmerksamkeit schenkte. Eine Weile stand sie unschlüssig vor der Tür herum, dann klickten ihre hochhackigen Schritte die Wendeltreppe hinunter und verloren sich in den spiegelnden Weiten der Wohntage.

Seitdem wurde Ada vor allem am Esstisch von verbalen Kreuzzügen heimgesucht, und ihr Lesepensum erhöhte sich auf drei bis vier Bücher pro Woche. Bevor jemand in Adas Leben auftauchte, der das Sägewerk in ihrem Kopf besser zu beschäftigen wusste, als ein Buch es jemals vermocht hatte, bevor diese Begegnung sie aus der Welt der Literatur in die so genannte echte Welt hinauszwang und bevor überhaupt alles sich änderte, musste noch ein Jahr vergehen, in dem eine Menge geschah, das Ada immer nur am Rand berührte.

*Kommen Sie bitte mit in mein Büro.
Ada hasst Dummheit*

In diesem Schuljahr hatte Smutek keine eigene Klasse, dafür aber ein Jahr Zeit, um sich mental und praktisch auf den ersten Leistungskurs seiner Laufbahn einzustellen. Kurz vor seiner Pensionierung hatte Singsaal ihm für 2003 den Deutschleistungskurs der jetzigen zehnten Klassen zugeteilt und diesen Beschluss im ganzen Lehrerkollegium und vor allem bei Teuter bekannt gemacht. Am liebsten hätte Smutek ihm den Ring geküsst. Auf Ernst-Bloch war das erweiterte Leistungskursmodell der Mainzer Studienstufe schon zu einem Zeitpunkt verwirklicht worden, da es noch nicht einmal diesen Namen trug, so dass sich die Klassenverbände bereits in der elften Jahrgangsstufe auflösten und die Schüler in ihre Schwerpunktbereiche entließen. Für Smutek bedeutete das: ab nächstem Jahr sechs Stunden pro Woche mit einer Gruppe von sechzehnjährigen Schülern, Referate, Diskussionen, Kreatives Schreiben, Exkursionen, die traditionelle Orientierungsfahrt im ersten Halbjahr der Elf und schließlich die gemeinsame Vorbereitung aufs Abitur.

Drei Jahre waren eine lange Zeit. Sie würden sich kennen lernen, vielleicht irgendwie anfreunden. Manch einer würde ihn nicht leiden können, aber alle würden ihn endlich als das betrachten lernen, was er war: ein Mensch, ein Lehrermensch zwar, aber immerhin ein Mensch. Smutek litt darunter, immer nur eine Funktion sein zu müssen, die umschmeichelt oder betrogen, belagert, ausgenutzt oder bestochen wurde. Er wollte menschlichen Kontakt. Er hielt seine Schüler nicht für dumm und fühlte sich ihnen nicht wesentlich voraus, wenig an Alter, kaum an Klugheit, ein Stück an Erfahrung. Auch wenn er wusste, dass er mit seinen siebenunddreißig Jahren

aus ihrer Sicht hoch wie ein uralter Baum aus einer Wiese ragte, deren Gräser und Blumen nach den Prinzipien des Entstehens und Vergehens ein bestimmtes Alter niemals überschritten; auch wenn eine zehnte Klasse immer eine zehnte Klasse war und weder alterte noch sich sonst wesentlich veränderte, während Smutek von der vergehenden Zeit Jahr für Jahr dem eigenen Tod ein weiteres Stück entgegengetragen wurde; auch wenn er auf der Uni gelernt hatte, dass es für einen Lehrer gefährlich war, sich mit den Schülern gemein zu machen, spürte Smutek doch mit Gewissheit, dass sie sich von gleich zu gleich am besten verstehen würden. Endlich würde er auf Konferenzen von ›seinem Kurs‹ sprechen können. Endlich würde er aufhören, wie ein Freischärler allen und keiner Klasse zu dienen. Endlich wäre er nicht mehr allein.

Smutek dachte schon jetzt darüber nach, welche Bücher er mit ihnen behandeln wollte, nahm sich vor, den Pflichtteil aus *Effi Briest*, *Werther* und *Blechtrommel* auf ein erträgliches Maß zu begrenzen und die Beschlüsse der Fachkonferenz dahingehend auszulegen, dass sich sprachliche, ethische und ästhetische Kompetenzen sowie wissenschaftspropädeutische Grundlagen am besten anhand des monströsesten Werks der deutschsprachigen Literaturgeschichte vermitteln ließen. Wenn sie das verstehen konnten, verstanden sie alles. Wenn sie das lasen, hatten sie alles gelesen. Wenn sie darüber sprachen, konnten sie über alles sprechen. Smutek war ein Jünger des *Mannes ohne Eigenschaften* und fest entschlossen, ihn den Schülern zumindest in Auszügen vorzusetzen. Fragmente vom Wesen und Inhalt einer großen Idee.

Einstweilen ließ die Arbeit ihm Freiräume. Smutek hatte nicht vor, in jenen trägen Trott zu verfallen, der zweifellos den Urzustand der menschlichen Natur darstellte. Vielmehr plante er, das Nachschwingen der glücklichen Sommerferienwochen in den Aufbau einer freiwilligen Leichtathletikgruppe zu investieren. Er wollte den Sportsgeist der Schüler wecken, sie vorsichtig antrainieren, die Begabtesten fördern

und spätestens in zwei Jahren mit einer kleinen Schar fröhlicher junger Menschen auf Wettkämpfe fahren. Es war an der Zeit, sich ein Stück eigener Lebenswelt auf Ernst-Bloch zu erobern.

Jeden Morgen schwenkte Smutek in der einen Hand die Aktenmappe, in der anderen die Sporttasche, indem er von der Haustür zum Auto ging. Er schwenkte sie auf dem Weg vom Lehrerparkplatz zum Schulgebäude und auch im Treppenhaus, wo er zwei bis drei Stufen auf einmal nahm, bis er Teuter in die Arme rannte. Der Direktor stand auf dem obersten Absatz gegen das Geländer gelehnt, als hätte er auf ihn gewartet.

»Ja nee, Herr Smutek«, sagte er, »wenn Sie einen Moment Zeit haben vor Unterrichtsbeginn, kommen Sie doch mit in mein Büro.«

Während Smutek ihm folgte, hielt er seine Taschen ruhig am Körper. Teuter hatte als Einziger auf dem förmlichen »Sie« unter Kollegen bestanden, und das kam ihm jetzt so sehr zugute, dass die Vermutung nahe lag, er habe schon seit Jahren auf den Direktorenposten spekuliert. Jeder Frosch strebt heimlich nach der Weltherrschaft, dachte Smutek. Er selbst hatte in seiner Westberliner Zeit beim DTV Charlottenburg Basketball gespielt, traf den Korb noch heute sicher von der Dreipunktlinie aus und sprang aus dem Stand hoch genug für ein vollendetes Dunking. Den Willen zur Macht brauchte er nicht, er hatte immer von oben auf die Dinge geblickt. Er war Asylant, aber kein Frosch gewesen. Teuter hingegen hielt sich gern am oberen Ende der Treppe auf, und er bat gern Menschen in sein Büro. Er liebte es, sie um eine Minute ihrer Zeit zu bitten, wohl wissend, dass sie ihm auch im höchsten Stress zu folgen hatten. Er liebte die zweideutige Höflichkeit desjenigen, der nicht auf Höflichkeit angewiesen ist.

Smutek begegnete ihm auf dem Schulhof, hinter der Turnhalle, auf der Toilette, an der Tür zum Klassenzimmer, im Treppenhaus. Kommen Sie doch kurz in mein Büro. Die Anliegen waren fadenscheinig, Teuter zeigte einfach Präsenz. Er

tickte mit dem Ende seines Mont-Blanc-Füllers gegen die makellosen Schneidezähne, klärte eine Belanglosigkeit und hoffte noch einmal, persönlich und exklusiv, auf künftig gute Zusammenarbeit.

Smutek dachte sich Schleichwege aus. Zur Turnhalle ging er außen ums Schulgebäude herum, über den Raucherhof und auf der Straße ein Stück zurück, anstatt auf direktem Weg quer über den Parkplatz zu laufen. Im Lehrerzimmer zeigte er sich so selten wie möglich, und wenn es sich einrichten ließ, benutzte er die Schülertoilette. Als er seiner Frau davon erzählte, lachte sie ihn aus.

»Wenn du so weitermachst, stehst du bald morgens mit Bauchschmerzen auf, weil du Angst vor dem Direktor hast.«

Sie hatte Recht. An den Weg über den Raucherhof hatte er sich aber inzwischen gewöhnt. Häufig sah er dort Ada, wie sie in der Peripherie einer gemischten Schülergruppe stand, mit halb geschlossenen Augen an einer Zigarette zog und sich nicht am Gespräch beteiligte. Manchmal hob sie das Gesicht in seine Richtung. Er wusste nicht, wie alt sie war; sie wusste, dass er sie trotzdem in Ruhe rauchen ließ. Bei der zwanzigsten Begegnung nickten sie einander zu. Smutek erinnerte sich daran, sie vor den Sommerferien im Lufttunnel getroffen zu haben, in Begleitung einer ganz gegensätzlichen Mutter, die, schwarzhaarig, zierlich und aufgedreht, neben ihrer blonden, kräftigen, lethargischen Tochter tänzelte. In jeder Pause stand Ada auf derselben Stelle, wie ein Gegenstand, der niemandem gehört. Ihr weggetretener Blick war feindselig, Gesicht und Körper hatten etwas zu verbergen, und Smutek fragte sich, ob sie selbst wisse, worum es sich dabei handelte.

Die Schule betreute etliche Last-Call-Kinder, die nach einer ansehnlichen Karriere von Rausschmissen eine letzte Gelegenheit erhielten, sich zu beruhigen. Ernst-Bloch setzte sie unter pädagogischen Wechselstrom, verband Großzügigkeit mit Despotismus, Zuckerbrot mit Peitsche, und die Mehrheit von ihnen schaffte es letztlich, in einem Zustand gemäßigter Revolte, gemischt mit sporadischer Anpassung,

das Abitur zu erwerben. Früher einmal hatte Teuter den Ausdruck geprägt, Ernst-Bloch sei wie ein Vater, der dem abtrünnigen Sohn für seine Rückkehr mehr Liebe und Dankbarkeit entgegenbringt als allen braven und treuen Kindern zusammen, wobei nie klar war, ob er das als Ausdruck einer biblisch-paradoxen Gerechtigkeit guthieß oder sich darüber lustig machen wollte. Jedes Mal auf dem Raucherhof dachte Smutek im Weitergehen darüber nach, ob dieses Mädchen wohl zu den verlorenen Söhnen zähle, ob sie in die zehnte Klasse gehe und ob sie sich nächstes Jahr für Deutsch als erstes Schwerpunktfach entscheiden und damit zu seinen Schützlingen gehören werde.

Diese Überlegung entsprang reiner Neugier und nicht etwa dem Bedürfnis, einem Menschlein mit grimmiger Miene zu helfen. Smutek hatte den pädagogischen Auftrag, sofern er als Entwicklungshilfe verstanden wurde, immer als grotesken, ja lächerlichen Windmühlenkampf empfunden. Er glaubte nicht daran, einem anderen Menschen beibringen zu können, wie er sein Leben zu führen hatte. Smutek konnte nur da sein. Manchmal zuhören. Alle Kraft in das Aussenden einer stummen Botschaft legen, die davon handelte, dass das Glück des Menschen vor allem in der Abwesenheit von Elend bestand und es darüber hinaus wenig gab, dem man nachjagen konnte. Dass sie sich abregen sollten. Dass der perfide, lautlose Krieg im Frieden einen Normalzustand darstellte, in dem es sich aushalten ließ. Im Grunde wollte Smutek ihnen den kürzesten aller Witze erzählen: Treffen sich zwei Menschen. Sagt der eine: Ich bin glücklich.

Mehr wollte er nicht.

Bei diesen Gedanken wurde er meistens unterbrochen, vom Erreichen der Turnhalle, von der Begegnung mit einem Lehrer oder Schüler, von letzten Überlegungen zur bevorstehenden Unterrichtsstunde. Danach vergaß er seine Grübeleien. Sie war auch nicht so wichtig.

Wichtig war die Bundestagswahl im September. Die Schützengräben im Lehrerzimmer vertieften sich, die jüngeren

Klassen spielten George Bush und Bin Laden anstelle von Räuber und Gendarm, und auf dem Schulhof stritt die als unpolitisch verschriene Jugend über den Zustand der Welt. Wie Mücken tanzten ihnen die Schlagworte um die Köpfe: ›Massenvernichtungswaffen‹, ›Welthandel‹ und ›Öl‹. Der eine verabscheute den Kampf der Kulturen, der nächste arabische Diktatoren, ein anderer fühlte sich zum ersten Mal im Leben gern als Deutscher, und alle zusammen wollten schulfrei für Demonstrationen.

Einmal lehnte Smutek sich in der großen Pause in Hörweite der Gruppe an die Wand. Wortführerin war eine Prinzessin mit großer Lockenmähne, die er aus früheren Jahren kannte. Sie hieß Johanna, nannte sich ›Joe‹ und hielt trotz Rehägigkeit und Gazellenhüften viel auf ihren Intelligenzquotienten. Auf dem Raucherhof rückte sie sich immer so zurecht, dass sie Ada mit dem Rücken verdeckte. Die überwiegend männliche Zuhörerschaft stand schweigend im Kreis, schaute ihr auf Hals und Brustansatz und nickte an den passenden Stellen.

Die Motivation der Amerikaner sei völlig egal, meinte Joe. Den Frauen und Kindern im Irak müsse geholfen werden, und wer dies unterlasse, sei selbst kriminell. Ein Verbrecher gegen die Menschlichkeit.

»Johanna!«

Adas Stimme hatte man selten gehört in diesem Kreis. Als Joe sich umdrehte, stand Ada allein wie eine Angeklagte vor einer Schülergruppe, die sich einen einzigen Gesichtsausdruck teilte: Verwunderung.

»Nach deiner Ansicht«, sagte Ada zu Joe, »berechtigten Verbrechen gegen die Menschlichkeit zu einer militärischen Intervention?«

»So ist es, Schätzchen.« Joe lächelte zufrieden, wie ein Jäger, der nach tagelangem Ansitzen das Wild zum ersten Mal vor die Flinte bekommt. Smutek sah ihr an, dass sie schon einige Zeit darauf wartete, der blonden Stoikerin mit der ewigen Zigarette zwischen den Lippen auf freiem Feld zu begegnen.

»Und weil Deutschland im Irak nicht eingreift«, fragte Ada, »begeht es ein solches Verbrechen?«

Anscheinend begann Joe zu ahnen, dass sie vorgeführt werden sollte. Das Lächeln verschwand aus ihrem Gesicht und ging auf Ada über, die während des Sprechens unter halb geschlossenen Lidern zu Boden sah und die Zigarette dicht vor den Lippen hielt, ohne daran zu ziehen.

»Dann bleibt uns wohl nichts übrig«, fuhr Ada fort, »als die ersten Bomben auf Berlin abzuwarten. Ich bin ganz sicher, dass du, liebe Johanna, in erster Reihe stehen wirst, um die amerikanischen Befreier mit Seele und Leib willkommen zu heißen.«

Sicher hatte niemand der Zuhörer sie jemals so lange am Stück sprechen hören. Einer hob die Hände wie zum Beifallklatschen und ließ sie eine Weile hilflos in der Luft schweben. Erst als Joe den Mund öffnete und wieder schloss, breitete Gelächter sich aus. Der Junge benutzte seine erhobenen Hände, um Joe auf den Rücken zu klopfen, weit unten an einer Stelle, die man beinahe schon ›Hintern‹ nennt.

»Na, *Johanna*, gehen wir Bombenfangen?«

Joe wandte sich nach rechts, dann nach links, fand den Weg versperrt von Schülern, die sich, die Hände in den Taschen, herzlich auf ihre Kosten amüsierten, und entschied sich zum Rückzug.

»Was ich noch sagen wollte.« Adas Hand schloss sich wie ein Fußseisen um Joes Oberarm und drehte sie halb herum. »Schröder wird auf jeden Fall wiedergewählt.« Sie stieß die Prinzessin von sich, dass diese ins Stolpern geriet, und wandte sich ab. »Ich hasse Dummheit«, flüsterte sie. »Wie sehr ich Dummheit hasse!«

Die Pausenklingel trieb die Gruppe auseinander wie der Wind ein Häufchen Blätter. Zehn Tage später war Wahl.

Während Smutek vor dem Fernseher die Hochrechnungen verfolgte, dachte er gegen seinen Willen unentwegt an Teuter. Er stellte sich vor, wie Teuter in einem akkurat eingerichteten Wohnzimmer vornübergebeugt auf dem Sofa saß und mit

beiden Händen den Hals einer verschlossenen Sektflasche rieb. Am nächsten Morgen hörten Smutek und seine Frau das endgültige Ergebnis im Küchenradio. Smutek freute sich.

»So kommt die Volksrepublik schneller in die EU«, sagte er zum Abschied, und seine Frau zischte durch die Zähne wie eine Natter.

Es war kindisch, sich ausgerechnet diesen Montagmorgen auszusuchen, um bei Teuter, der mit Sicherheit schlechter Laune war, wegen der Leichtathletikgruppe vorzusprechen. Aber Teuter verdiente eine Lektion in Sportsgeist beim freundlichen Gespräch mit dem glücklichen Gewinner. Als sie einander im Treppenhaus begegneten, konnte Smutek nicht widerstehen.

»Wenn Sie einen Moment Zeit haben«, sagte er, »würde ich in der großen Pause gern in Ihr Büro kommen.«

Die Art, wie Teuter den Kopf senkte zum Zeichen des Einverständnisses und wortlos grüßte, schon halb abgewandt, mit einer erhobenen Hand, die winkte oder eine Fliege verscheuchte, entschädigte Smutek ein wenig für die Tatsache, dass er im Begriff stand, sich ausgerechnet heute mit seiner Lieblingsidee zum Idioten zu machen.

*Die Gegenwart ist nichts als zukünftige
Vergangenheit. Ada und Smutek fliegen raus
und tauschen erste Worte*

Während der folgenden Unterrichtsstunde dachte Smutek darüber nach, welches andere Anliegen er Teuter vortragen könne, um das Leichtathletikgespräch auf ein andermal zu verschieben; aber weil es ihm schon immer an Phantasie gemangelt hatte, fiel ihm auch diesmal nichts ein. Ein Stockwerk über ihm unterrichtete Höfi in der 10 B und kämpfte ebenfalls mit einer Lieblingsidee. Er unternahm gerade einen seiner gelegentlichen Versuche, den Schülern eine selbst entwickelte These nahe zu bringen. Für Höfi hatte Geschichte nichts mit Vergangenheit zu tun. Er sprach gern über die Historizität der Gegenwart.

Die ganze so genannte Gegenwart lasse sich überhaupt nur historistisch begreifen, nämlich als ein Stück zukünftiger Vergangenheit. In der Ignoranz kontemporärer Analysen diesem Umstand gegenüber liege der Grund für die inflationär auf allen Kanälen erhältlichen Torheiten, produziert von dem Versuch, auf direkte Weise etwas über unsere Zeit auszusagen. Selbst ein Computer könne keine Aussage treffen über die gegenwärtigen Vorgänge in seinem Inneren, wohl aber über alles, was soeben geschehen war. Ebenso benötige der Mensch die winzige Distanz einer fiktiven Sekunde, um seine Umwelt wahrzunehmen, und erst recht erforderten vielschichtige Gebäude aus Ursachen und Wirkungen, wie das menschliche Zusammenleben sie in jedem Augenblick hervorbringe, einen gewaltigen zeitlichen Abstand, um sich dem rationalen Ordnungsstreben zu unterwerfen. Gegenwart sei undurchdringliches Chaos, die Vergangenheit ein stromlinienförmiges Ding. Um ein wenig Zucht in das gegen-

wärtige Durcheinander zu bringen, müsse man es als Geschichte und damit als etwas Vergangenes behandeln. Das nannte Höfi einen ›fiktiven Rückblick‹, und es war ihm noch nie gelungen, jemanden dafür zu begeistern.

Weil er aufgrund seiner gnomischen Körperhaltung beim Sprechen zu Boden sah und die Zuhörer nur von Zeit zu Zeit mit heraufblitzenden Blicken bedachte, fiel ihm nicht auf, dass eine Schülerin durch seine Worte in ein starres Abbild ihrer selbst verwandelt wurde. Sie saß mit einem hochgezogenen Knie, den Blick vor sich auf die Tischplatte gerichtet. Ada war dabei, sich an das Entsetzen zu erinnern, das ihrer ganzen Kindheit einen gräulichen Farbton verliehen hatte, seitdem sie entdeckt hatte, dass sich die jeweils aktuelle Sekunde, in der die Welt und damit auch Ada selbst ihr geistiges und körperliches Bestehen genossen, auf keine Weise erfassen ließ. Sie war immer schon vorbei, wenn das Denken oder Fühlen sich auf sie richtete. Ada musste etwa sieben Jahre alt gewesen sein, als sie begann, sich einer Übung zu unterziehen, bei der sie reglos auf einer Stelle verharrte, in sich hineinhorchte und unter monotoner gedanklicher Wiederholung des Mantras ›Ich-bin-jetzt-ich-bin-jetzt‹ auf die gegenwärtige Sekunde lauerte wie ein Fischer am Wildbach auf den Lachs, den er mit bloßer Hand zu fangen gedachte. Nachdem die Eltern sie mehrmals stumm vor einer Wand kauern angetroffen hatten, befürchteten sie eine autistische Disposition. Es gelang Ada nicht zu erklären, wonach sie suchte und auf welche Weise. Weil die Eltern ihr verboten, stumm vor der Wand zu kauern, lag sie nachts lange wach und fürchtete sich vor einem Wahnsinn, für den sie keine Worte hatte. Mit den Jahren schlifft das Problem sich ab, was nichts anderes bedeutete, als dass Ada es zu ignorieren lernte.

Jetzt war sie nicht sicher, ob der Anlass für Höfis Ausführungen sich mit dem Inhalt ihrer kindlichen Gegenwartsparanoia deckte. Jedenfalls aber begriff sie besser als jede andere, wovon die Rede war.

Höfi versuchte gerade, einen fiktiven Rückblick zu inszenieren.

»Denkt euch einmal aus, wir wären Historiker im Jahr 2020. Im Rückblick beurteilten wir das bundesdeutsche Wahlergebnis von 2002 und untersuchten die Zusammenhänge mit der internationalen Krise rund um Terror und Irak. Na?«

Schweigen. Höfi wusste, dass sein legendärer Zynismus die Schüler davon abhielt, unbefangene Antworten zu geben. Er wusste auch, dass das Niveau seines Unterrichts die meisten überanstrengte. Er warb um jene, die sich von hohen Ansprüchen herausfordern ließen. Alle anderen konnten sich eine mittelmäßige Note durch konsequente Erledigung der Hausaufgaben verdienen.

»Joe?«

Die Angesprochene hob erschrocken die Lockenmähne und raschelte unter der Bank mit einem Magazin, in dem sie heimlich gelesen hatte. Höfi wiederholte die Frage.

»Im Jahr zwanzig-zwanzig«, versuchte Joe einen Witz, »bin ich Außenministerin und habe für solche Fragen einen Beraterstab.«

»Liebe Johanna«, sagte Ada in die folgende Stille hinein, »wenn du genauso viele Hirnwindungen hättest wie Locken, bekäme ich seltener Schmerzen im Sehnerv.«

»Wie bitte?«

»Vom Augenverdrehen.«

Draußen bemühte sich jemand um den Motor eines alten Citroën. Das Wimmern des Anlassers wurde bei jedem Versuch kürzer und schwächer.

»Liebe Ada«, sagte Höfi, »du kannst deinen Sehnerv dazu verwenden, dir ein bisschen die Klassentür anzusehen. Und zwar von außen. Klinke runterdrücken. Alles klar?«

»Herr Höfiling«, sagte Ada, »ich wollte eigentlich etwas anderes sagen. Ich ...«

»Raus.«

Der Citroën sprang wider Erwarten doch noch an und ent-

fernte sich. Während Ada aufstand, kam es ihr vor, als hätte sie sich schon vor Minuten erhoben und ihre Äußerungen im Stehen getroffen, in vorauseilendem Gehorsam gegenüber Höfis berüchtigter Strafe. Bevor sie den Raum verließ, nahm sie den Tabak aus der Jacke und schob ihn in die Hosentasche. Leise schloss sie von außen die Tür und hielt mit der Linken die Klinke gedrückt. Höfi würde die Tür die ganze Stunde über aus dem Augenwinkel im Blick behalten. Den einen Fuß gegen die Ferse des anderen gestemmt, streifte Ada beide Turnschuhe ab, schob den einen so dicht vor die Tür, dass er sie vom Aufpendeln abhielt, und knotete den anderen mit den Schnürsenkeln an die Klinke. Vorsichtig ließ sie los. Hielt. Es machte Spaß, auf Strümpfen durchs Schulgebäude zu laufen. Auf dem Weg zur Toilette drehte sie eine Zigarette, die so perfekt geriet, als käme sie aus der Maschine.

Als sie kurz vor dem Klingeln ihre Schuhe holen und Stellung beziehen wollte, ging die Tür auf, und Höfis Gesicht erschien im Spalt. Noch nie hatte sie ihm aus solcher Nähe in die Augen gesehen. Er war genauso klein wie sie. Seine Augen waren gleichmäßig braun und erinnerten an die eines klugen und freundlichen Hundes.

»Das nächste Mal gehst du barfuß raus«, sagte er leise und zwinkerte, bevor er die Tür wieder schloss.

Ada zog die Schuhe an und hüpfte wie ein Kind die Treppe hinunter, immer beide Füße gleichzeitig auf einer Stufe, so dass Smutek, der seinen Unterricht vorzeitig beendet hatte und sich auf dem Weg nach oben befand, das Stampfen schon von weitem hörte. Als sie sich trafen, lächelte er ihr zu.

Teuter ließ ihn vor seinem Büro warten, bis nur noch zehn Minuten vor Beginn der nächsten Stunde übrig blieben. Kaum dass Smutek saß, holte er Luft und begann ein Plädoyer für Zweck und Nutzen einer freiwilligen Sportgruppe. Er verstieg sich in leuchtfarbenen Schilderungen der pädagogischen Möglichkeiten einer klassenübergreifenden Gemeinschaft, schilderte den möglichen Ruhm für Ernst-Bloch durch Erfolg bei Wettkämpfen und spürte deutlich, dass er